

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt**

18 (1.3.1873)

# Unterhaltungs Blatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 18.

Oberndorf, Samstag den 1. März

1873.

### Zwei Freunde.

(Fortsetzung.)

Wie Melitta in ihrer Weise, so wirkte auch der Prinz auf dem reichen Felde thätiger Menschenliebe in unermüdblicher, edler Selbstverleugnung. Mit welcher enthusiastischen Bewunderung sprachen ihre Mitschwester, ja Alle, die ihn länger kannten, von seinen heldenmüthigen Leistungen auf dem Schlachtfelde, mit welcher verehrungsvollen Liebe hing seine Mannschaft an ihm. Darauf bezügliche Erzählungen, sowie eigene Wahrnehmungen waren also wahrlich nicht angethan, ihre Liebe zum Schweigen zu bringen.

So lange die Gräfin Thurnau auf dem Schlosse verweilte, fügte es der Zufall oft, daß die Beiden in Gesellschaft der anmuthigen, jungen Frau eine angenehme Stunde verplauderten; was während der Unterhaltung auch in ihnen vorgehen mochte, ein Dritter, und wäre er der aufmerksamste Beobachter gewesen, konnte nichts von jenen inneren Vorgängen errathen! Ein Zwiegespräch, die Fortsetzung jener peinlichen ersten Unterredung schienen Beide, gleichwie in schweigender Uebereinkunft zu vermeiden. Als Edith Moissy verlassen hatte, suchte der Prinz Melitta nur auf, wenn ihre gemeinsame Thätigkeit es unbedingt verlangte, sehr zum Erschrecken seiner jungen Freunde, die nach jedem Augenblick geizten, der ihnen Gelegenheit bot, sich Melitta zu nähern; freilich hätten die entflammten Jünglinge einen Blick in des Prinzen Herz, oder nur in den Brief werfen können, den er einst seinem Waltherr schrieb, sie wären eines Andern belehrt worden.

„Waltherr!“ so lauteten jene Zeilen, „ich habe Sie wiedergesehen, gesprochen, und vorbei, auf ewig ausgeträumt, ist der kurze, seltsame Liebestraum! Ein eitler Wahn, thörichte Vermessenheit war die stünberauschende Hoffnung, den hohen, herrlichen Geist des unglücklich schönen Weibes zu fesseln, ihre Liebe zu gewinnen! Ich bin ihr gleichgültig, wie Keiner, noch mehr, sie haßt in mir den Sohn des Mannes, der ihrem Vater tödliches Leid zugefügt hat. Was mir einst als Inbegriff seligsten Glückes erschien, ihre sichte Nähe, ist mir jetzt eine Quelle unennbarer Qual geworden. Wisse! Melitta ist hier als Krankenpflegerin! Ein und dasselbe Dach wölbt sich schützend über uns, ich höre das Rauschen ihres Gewandes, fühle ihre Nähe, schaue täglich in ihr Antlitz! Ach, ihre märchenhaften, tiefblauen Augen, die allen Anderen so trostreich zulächeln, blicken nur mich allein mit kalter Feindseligkeit an, mir allein tönt ihre süße Stimme in herzerkältender Weise! Ja, mein Waltherr! ich leide entsetzlich. Doch fürchte nicht, daß meine Seele unter diesen Folterqualen zusammenbrechen wird; ich werde mich überwinden, ich werde lernen, ihren Stolz, ihre Kälte in gleicher Weise zu erwidern; sie soll wahrlich nicht über meine Schwäche triumphiren, soll nicht erleben, daß ich um ihretwillen wie ich in den ersten Tagen doch fast Willens war, meine tapfere, getreue Schaar verlasse.“

Der Prinz ahnte nicht, wie Melitta mit demselben Entschlusse rang! Wiederholt wollte sie die Herzogin von R. . . . bitten, ihr einen anderen Wirkungskreis anzuweisen, und doch legte sie die Feder immer wieder nieder, bei der Vorstellung, wie der stolze Mann am Ende glauben möchte, sie fliehe, ihres Herzens nicht sicher vor ihm! Lieber sterben als diesen Gedanken ertragen.

So blieben Beide durch starre, eiserne Gleichgültigkeit der leisesten Annäherung vorbeugend! Oft wollte es Melitta bedünken, als ob ein unsichtbarer Schutzgeist sie umschwebte, der ihren gefährlichen Weg ebnete, ihrer schweren Pflichterfüllung jede denkbare Erleichterung verschaffte. Wo auch die kleine Karavane sich niederließ, sie erhielt immer das beste Quartier, und setzte sie ihren Wanderstab weiter fort, so fühlte sie sich unterwegs von einer rührenden Sorg-

falt umgeben, für die Jeder ihrer Begleiter ihren warmen Dank ablehnte! Es ist jedenfalls Graf Herrenhausen, der über unser Wohl und Weh bestimmt, dem wir jede Erleichterung zu danken haben,“ sagten Schwester Marie und Schwester Anna mit warmem Ton und Blick! Melitta erwiderte nichts, wie hätte sie ihm ein freundliches Wort sagen können, trotzdem sie in ihrem innersten Herzen die Wahrheit dieser Behauptung fühlte und anerkennen mußte. —

„Herr Kandidat! Was giebt's?“ rief Prinz Ernst, aus leichtem Schlummer auffahrend, dem leise eintretenden, jungen Theologen erstaunt entgegen.

„Ich bedaure, Sie so früh sühren zu müssen, Herr Graf!“ erwiderte Dieser mit ängstlicher Hast. „Leider überbringe ich eine dringende, erste Botschaft! In unserem Lazareth ist Feuer ausgebrochen!“

„Um Gotteswillen! (der Prinz war längst aufgesprungen und klebete sich eiligst an) an welcher Stelle? Sind unsere Kranken unmittelbar bedroht? Trifft man bereits Anstalten zur Rettung?“

„Ja! man schafft die Unglücklichen einstweilen unter freiem Himmel, da die Nachbarhäuser zerstört sind.“

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Freund!“

In der nächsten Minute hatten Sie die Unglücksstätte erreicht, wo bereits die hellen Flammen aus verschiedenen Fenstern schlugen.

Sofort übernahm der Prinz den Oberbefehl über die zur Rettung herbeieilenden Mannschaften; seiner bekannten, gewohnten Umsicht vertrauend, ordnete Jeder gern seinem Befehl sich unter und nun klang seine sonore Stimme bald hier, bald dort, wo es zu retten, zu helfen gab, war er zur Stelle. Die erste Fürsorge galt natürlich den Verwundeten; da das Feuer in den oberen Gemächern entstanden war, auf welche Art und Weise war bis jetzt noch Jedem ein Räthsel, so konnte man die Entfernung der Kranken aus dem brennenden Gebäude glücklich bewerkstelligen. Sie wurden sämmtlich unter freiem Himmel gebettet; durch zahllose warme Decken suchte man die Kälte der eisigen Dezembernacht so gut wie möglich zu lindern. Eben erschien Graf Herrenhausen auf einen Augenblick. Nach einigen freundlichen, ermunternden Worten an die Anwesenden, wobei seine Blicke unruhig suchend umher glitten, fragte er plötzlich: „Wo ist Fräulein Steinhöfer?“ (er sagte nie: „Schwester Melitta!“) Niemand antwortete, Alle blickten einander erschrocken, fragend an! Erst als der Graf seine Frage in noch dringenderem, seltsam zitterndem Tone wiederholte, wollte Einer sie hier, ein Anderer sie dort gesehen haben, während wieder Andere diese Vermuthung bestimmt verneinten! Ein wirres Durcheinander von Rufen und Suchen begann, Melitta war nirgends zu finden.

„Schwester Marie! Ich höre, Sie haben Fräulein Steinhöfer abgelöst, wann und wo haben Sie —“

Die junge Diakonistin, die um einen Schwerverwundeten beschäftigt, in dem betäubenden Lärm von dem Fragen und Rufen kaum etwas vernommen, unterbrach durch einen leisen Schrei die in fliegender Hast an sie gerichtete Frage! „Melitta!“ stammelte sie erschrocken, „Sie suchen Melitta? O, dann sei Gott ihr und uns gnädig, dann ist sie noch dort!“

„Unglückselige! Was sagen Sie?“ rief Doktor Buchwalb in heiserem Tone, die zarte Schulter des jungen Mädchens packend, als wolle er sie zerreißen.

„Gott sei mir bei! Es ist so, wie ich sage! Sie hatte die Nachtwache, um vier Uhr löste ich sie ab, auf daß sie ruhen sollte, dann habe ich sie nicht weiter gesehen!“ Halb ohnmächtig vor Schreck und Schmerz sank die Diakonistin in die Kniee.

Auch Doktor Buchwald taumelte zurück! „Verloren, rettungslos verloren! Herr Gott im Himmel! kannst Du das Entsetzliche geschehen lassen?“ schrie er wild.

Selbst der Prinz fühlte sich einen Moment wie von irdlichem Schwindel ergriffen bei Mariens Bericht; des Doktors leidenschaftlicher Schmerzensschrei, der mit einemmale das innerste Herzensgeheimniß des ernstesten, jungen Mannes enthüllte, gab ihm seine volle Ruhe und Besonnenheit zurück! Seine Blicke überflogen prüfend das brennende Gebäude, dann sagte er mit tiefer, fester Stimme: „So lange das Haus noch nicht zusammenstürzt, ist das Gräßlichste mit Gottes Hülfe noch abzuwenden! Kommen Sie zu sich selbst, Doktor, erfüllen Sie hier Ihre Pflicht, wie ich dort die meine. Entweder bringe ich Sie lebend zurück, oder“ fügte er ganz leise für sich hinzu: „sterbe mit ihr denselben Flammentod!“

Doktor Buchwald, der stets kalte, besonnene Mann, dem ungeheuren Ereigniß gegenüber zum ersten Male vollständig allen klaren Denkens baur, wehrte dem edlen Grafen sein tollkühnes Beginnen nicht! Er stürzte dem Davoneilenden auch nicht nach, seine Füße waren gleichsam an den Boden gefesselt, wie ein wild brandendes Meer tönt die wirren Ausrufe der immer dichter herbei strömenden Menge, meistens Soldaten, an sein Ohr.

„Bringt Leitern herbei!“ „Schnell Stricke her!“ „Eine barmherzige Schwester ist in Lebensgefahr!“ „Es gilt die gute, schöne Schwester Melitta zu retten!“ „Wer unternimmt das Rettungswerk?“ „Wie, Graf Herrenhausen? Großer Gott, er opfert sich vergebens!“ „Haltet ihn zurück! Seht ihr nicht, daß das Haus jede Minute einzustürzen droht?“ „Zu spät! der Heldentöchter verschwindet eben unter Rauch und Flammen!“ „Gott sey ihm bei! Er ist mutbig, stark und gewandt, wenn irgend Einer, wird er das Rettungswerk vollbringen!“ „Wo ist der Graf! Allmächtiger! die Balken senken sich, das erste Stockwerk bricht zusammen, er ist verloren!“

Raum eine Stunde vor der eben erzählten Scene, hatte Melitta denselben Weg, den jetzt der Prinz dahinsüßte, ohne Ahnung der so nah bedrohenden Todesgefahr zurückgelegt. Angekommen in ihrem Stübchen, das in einem Seitenflügel eines jener eleganten Landhäuser lag, aus welchen die Paris zunächst liegenden Dörfer zumelst bestehen, warf Melitta sich, vollständig angekleidet auf ein Ruhebett; der Morgen war ja nicht mehr fern, sie wollte sich nur eine kurze Erholung gönnen. Ihre müden Augen schlossen sich bald, ein tiefer, bleierner Schlaf, die Folge äußerster Erschöpfung, umfing sie. Anfänglich war ihr Schlummer traumlos, allmählich aber begannen wirre Bilder sie zu ängstigen. Es war ihr, als ob sie zwischen Schlaf und Wachen schwebte. Ein seltsames Klirren, Knattern und Knistern entriß sie plötzlich ihrer Betäubung, sie öffnete die Augen und schloß sie wieder vor der blendenden Helle, die sie umgibt, durch die springenden Fensterscheiben bringt dicker Qualm, der Boden unter ihren Füßen scheint zu schwanken, träumt sie noch? Sie springt auf, berührt ihre Stirn! In demselben Augenblick erschüttert ein starker Stoß die Stubenthür und zugleich wird eine Stimme laut, deren gewaltiger, martererschütternder Ton im Stande gewesen wäre, sie aus tiefem Grabeschlummer zu wecken.

„Melitta! Sind sie drinnen? Um Gottes Barmherzigkeit willen, geben Sie ein Lebenszeichen von sich! Dessen Sie schnell, schnell, ehe es zu spät wird, die Thür widersteht meiner Kraft.“

Ein Fieberschauer durchzitterte die schlanke Mädchengestalt, die letzte Fessel des eigenthümlichen Traumschlafes fällt von ihr ab, mit klarem Blick ihre gefährliche Lage überschauend, fliegt sie zur Thür, schiebt mit fester Hand den Riegel zurück und taumelt jetzt doch entsetzt gegen die Wand vor dem Flammenmeer, das ihr entgegenflutet! Und fast erreicht von den Flammen, die gewaltsam ihm nachdrängen, steht er, hoch und herrlich anzuschauen wie ein mild erbarmender Engel des jüngsten Gerichts! Wohl sind ihm Haar und Bart versengt, seine Kleidung geschwärzt und verbrannt, aber sein stilles Antlitz leuchtet in erhabener Schönheit, aus seinen ernstesten, schwermüthigen Augen bricht ein wunderbarer Glanz, als er die Geliebte erblickt, lebend, unverfehrt.

Er schließt hastig die Thür, um den glühenden Strom einen Augenblick zurückzuhalten, dann nähert er sich ihr und ihre Hand fassend, sagte er mit tiefer, bebender Stimme: „Vertrauen Sie mir! nun ich Sie gefunden habe, zage ich nicht mehr, zwar ist uns der Rückweg abgeschnitten, aber ich hoffe voll fester Zuversicht, daß der

göttliche Fingerzeig, der mich zu Ihnen geleitet hat, uns auch weiter helfen wird. Hat dies Zimmer noch einen Ausgang?“

„Nein! können wir den Weg, den Sie gekommen, nicht mehr zurück geben, dann sind wir verloren! Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal, fliehen, retten Sie sich.“

„Stände das Letztere noch in meiner Macht, könnten Sie wirklich glauben, ich ginge ohne Sie? Der Weg zu Ihnen war kein Kinderspiel, ich legte ihn nicht zum Scherz zurück!“ Während der Prinz diese Worte in bewegtem, vorwurfsvollem Tone sprach, schwang er sich, unbelümmert um die gierig lechzenden Flammen, in die Fensterbrüstung, mit scharfem Blick die nächste Umgebung prüfend. Eine schmale steinerne Gallerie lief halbmondförmig um das Gebäude, den inneren Hof begrenzend; konnte er den ungefähr fußbreiten Rand der Gallerie erreichen, dann war anzunehmen, daß die Untenstehenden ihn auf seiner schwindelnden Höhe bemerken und zu Hülfe kommen würden. Es blieb irmerhin ein verzweifelteres Unternehmen; die Volustrade war nur durch einen gewagten Sprung zu erreichen, würde Melitta sich seinem Arm anvertrauen? Doch hier galt kein Besinnen! Er trat wieder zu ihr, die, obwohl todtenbleich, doch selbstsam ruhig seinen Bewegungen folgte, sein ausdrucksvolles Mienspiel beobachtete.

„Noch winkt uns eine Hoffnung!“ sagte er hastig. „Wir müssen jene Brüstung zu erreichen suchen. Haben Sie Muth?“

„Es handelt sich nicht um mein Leben allein, Ihr viel kostbarerers Seyn steht mit auf dem Spiele! Wagen wir das Neueste!“

„Dank Ihnen! O, fürchten Sie nichts, mein linker Arm ist stark, mein Auge sicher, mein Fuß fest!“

Wie spielend hob er die schlanke Mädchengestalt zu sich empor. „Legen Sie Ihre Arme um meinen Hals und nun mit Gott!“

Schon brannte die Stubenthür lichterloh, von außen leckten die Flammen nach den Fenstereisen, am untern Ende fingen die hölzernen Gitterstäbe der Gallerie bereits zu glimmen an, es war also kein lang ausreichender Schutz, den die Brüstung bot, den gefährlichen Sprung wohl kaum werth, einen Finger breit zu weit oder zu kurz und sie sanken in das glühende Gefäß.

Der Prinz hob den Fuß, jetzt, Gott im Himmel, die Gallerie schwankte! er verlor das Gleichgewicht, nein, es ist nur eine momentane Erschütterung in Folge des Harrasssprunges, er fühlt die steinerne Brüstung unter seinen Füßen und läßt sich behutsam rittlings nieder, der Anfang des Wagnisses ist gelungen. Nun blickt er sich um, welches ein trostloses Bild der Zerströrung, der Hoffnungslosigkeit; der Hof ist angefüllt mit brennenden und rauchenden Trümmern; durch den dichten Qualm vermag er von seiner luftigen Höhe herab nur unbestimmte Umrisse von den Rettungsmannschaften zu erblicken, an dem schwachen Lärmen glaubt er zu erkennen, daß ihrer nur wenige hier beschäftigt sind, man hat das Hintergebäude aufgegeben, um das Vorderhaus zu retten, dort wartet man auf ihn, hier vermuthet man Niemand! Selig ist es ihm nicht, sich bemerklich zu machen, dann ist er und Melitta verloren. Er wagt nicht, seinen Arm zu lösen, jede heftige Bewegung kann ihm das Gleichgewicht rauben; er ruft! und ruft wieder und wieder, der Schall seiner Stimme geht in dem Getöse verloren! Er blickt in Melitta's warmorblasses Antlitz, auch ihre Züge tragen die Ruhe des Marmors, nur unter den schweren, langen Wimpern drängen sich hellblinkende Thränen hervor. Diese Thränen ergreifen ihn mehr, als das graufige Chaos ringsum. Er preßt die unbewegliche, lebenswarme Gestalt unwillkürlich fester an sich, o! noch hält er sie lebend in seinen Armen, beugt sich tief über sie hinab und spricht mit seltsam verschleierter, fast ersticker Stimme: „Weinen Sie nicht, Melitta! Ihre Thränen fallen auf mein Herz, wie ein glühender Vorwurf, daß ich zu spät gekommen bin und nun diese gräßliche Lage —“

Melitta unterbrach ihn: „Ein Vorwurf, Ihnen?“ flüsterte sie in unaussprechlichem Tone. „Weine ich etwa meinetwegen? Was ist an meinem armen Leben gelegen? Doch Sie, Sie! der ganzen Menschheit edelsten Freund hineingerissen zu haben in diese Todesgefahr, diese Schuld packt meine Brust mit wahrstinniger Verzweiflung! Was bin ich Ihnen, daß Sie für mich Ihr Leben wagen?“

Ein Ausdruck zauberischer Verklärung ging über des Prinzen Antlitz! Er beugte sich noch tiefer auf sie herab, ein Hauch glühender Leidenschaft durchbebt seine sonore Stimme, als er erwiderte: „Was Du mir bist, Melitta? So fragst Du noch in dieser Stunde,

Du kaltes, stolzes Herz? Erräthst Du nicht, daß ich Dich liebe, wie ich Gott, meine Seligkeit liebe? Wie die Luft, die Dich umgiebt, Dir Lebensodem ist, so bebingt Dein Anblick, Dein Leben das meine! Weißt Du jetzt, was Du mir bist, Melitta? Begreifst Du nun, was mich durch Rauch und Flammen zu Dir führte, erkennst Du das unabwiesliche Gebot, das mich hieß, Dich retten oder mit Dir untergehen!

Melitta hörte das mächtige Arbeiten seiner breiten Brust, da faßte ein Wonneschauer Ihre Seele, sich so geliebt zu sehen, ein fremdes Menschenherz so ganz und gar ihr zu eigen gegeben, ein Herz, dem jede Faser ihres Sehns entgegen schlug; vor dieser Erkenntniß verlor der Tod seine Bitterkeit, verdankte sie ihm doch nur allein diesen Moment unermeßlicher Seligkeit, jede Schwache, die sie im Leben trennt, bricht zusammen, an der Schwelle der Ewigkeit verwandelt Kälte sich in Gluth, Haß, vermeintlicher Haß in Liebe. „Ich erkenne und segne es!“ hauchte sie leise. „Ernst, ich liebe Dich! Der Tod löst meine Zunge, denn er verwischt, was uns im Leben auf ewig trennen würde. Vergesse mir, Geliebter, wenn Dir meine Kälte wehe gethan!“

„Melitta!“ Ein Jubelton rang sich aus seiner Brust, als sie die schweren Augenlider hob und ihn anblickte mit den unergründlich tiefen Märchenaugen, nicht ernst und kalt, nein, Sonnengluth strömte ihm daraus entgegen, ihn bis ins innerste Herz hinein durchglühend. Alle Schmerzen ihrer Vergangenheit sind vergessen, die ganze Wonne ihres Dasehns drängt sich in wenigen Sekunden zusammen, eine Welt voll Glück geht ihnen auf.

Ein unheimliches Prasseln, Boltzern, Zischen weckt sie aus ihrer Verzückung! Kommt nun der Tod? Melitta lehnt ihren Kopf fester an die starke Brust des Geliebten, ein glückliches Lächeln verkündet ihre Züge! „Wie schön ist das Sterben!“ flüsterte sie matt.

Der Prinz schaut noch unverwandten Blickes auf die Feuersäule, die aus dem eingestürzten Vorderhause emporsteigt, ihre grelle Gluth läßt ihn die Feuerwehr erkennen, jetzt oder nie muß man auch ihn gewahren, und was das ist ein Schrei, „da ist er!“ Nun wieder! „hört, dort sind sie!“ Hundert Hände deuten nach ihm und der Geliebten, Alles stürzt nach der Gegend hin, wo Niemand die Unglücklichen vermuthet, man hatte sie schon verloren gegeben, glaubte sie bereits begraben unter den rauchenden Trümmern. Man eilt, man drängt, des Prinzen gefahrvolle Lage erkennend, mit allen möglichen Rettungswerkzeugen herbei! Ein unsagbares Gefühl schwellt des Prinzen Brust.

„Nicht der Tod öffnet uns seine Arme!“ ruft er außer sich, „ein neues, warm und voll pulsirendes Leben erschließt sich uns! Hörst Du, Geliebte? Die Rettung naht. Melitta! Großer Gott, sie stirbt!“ Es ist der erstickende Qualm, welcher dem geliebten Mädchen die Besinnung raubt, dessen betäubendem Einfluß zu widerstehen er selbst seine ganze Kraft aufbieten muß. „Eilt, eilt, oder wir sind verloren!“ ruft er mit von Angst geschärfster Stimme. Man hat ihn gehört, man spricht ihm Muth zu, bittet ihn, noch einige Minuten seine qualvolle Lage standhaft zu ertragen. O, diese Minuten sind die schrecklichsten seines Lebens! Mit krampfhaft pochendem Herzen, starren Blickes, folgt er den Bewegungen derer, die mit verzweifelter Kühnheit ihr Leben auf's Spiel setzen, ihn zu erlösen. Jetzt bletet sich nirgends mehr ein Halt, zu seiner frei schwebenden Höhe zu gelangen; nun muß er den starken Strich, welchen man ihm zuwirft, zu fassen suchen. Da seine Arme nicht frei, seine Bewegungen gehemmt sind, ist dies eine entsetzliche Aufgabe. Schon verzweifelt er an dem endlichen Gelingen, noch eine letzte Kraftanstrengung, seine zitternde Hand hat den Strich aufgefangen! Ein donnerndes Jubelgeschrei füllt den Hof, dann atberlose Stille, denn nun kommt das letzte, vielleicht gefährlichste Stück Arbeit. Der Prinz windet vorsichtig, das Ende der Leine um den Rand der Gallerie, knüpft eine Schlinge, preßt die Geliebte noch einmal fest an sich, beschließt in lautlosem, glühendem Gebet ihre Seelen Gott, ergreift mit der einen freien Hand die Strickleiter und beginnt behutsam hinabzugleiten.

Einen Moment standen die Herzen der athemlos zuschauenden Menge buchstäblich still. Wenn die schwankende Gallerie nachgab, wenn sie die Last nicht mehr zu tragen vermochte, dann war der edelmüthige, hochherzige Mann mit seinem Schützling unrettbar verloren.

„Gerettet!“

Wie festerlicher Orgelton ging anfänglich dies Wort durch die Menge! Jeder wollte die wunderbar Geretteten mit eigenen Augen sehen, darum drängte Alles nach der Stelle, wo der Graf seine theure, bewußtlose Last sanft aus seinen Armen gleiten ließ. Er selbst fühlte sich tödtlich erschöpft. „Hülfe für die Arme! Schnell, schnell!“ flüsterte er eben noch mit matter Stimme, dann klang es wie Brausen vor seinen Ohren, es flimmerte vor seinen Blicken, die Sinne vergingen ihm. (Fortsetzung folgt.)

### Goldföner.

„\* Ist an der Welt Dein Herz erkrankt,  
Und wenn dein guter Glaube wankt,  
Blick einem Weibe, das dich liebt,  
In's Auge und dein Gram zerfließt. Lenau.  
\* Gesezt, es wäre, was man doch nur äußerst selten annehmen kann, bei dem Kinde natürliche Anlage zum Eigensinn vorhanden, so ist es am besten, in der Art zu verfahren, daß, wenn es uns nichts zu Gefallen thut, wir auch ihm nichts zu Gefallen thun. —  
\* Brechung des Willens bringt eine slavische Denkungsart, natürlicher Widerstand dagegen Lenksamkeit zuwege. Kant.

„\* Schönheit faßt den Menschen bei seiner sinnlichen Seite, um das Sinnliche mit dem Geistigen zu vermählen, sie verknüpft zwei Welten mit einander, gleich der Religion, welche die Erde an den Himmel knüpft. Darum reichen sich auch Kunst und Religion freundschaftlich die Hand, und das Religiöse kann nicht seyn ohne das Aesthetische im höhern Sinne. Ch. Deser.

### Die Thräne.

Kaum hat das Kind die Welt begrüßet,  
Aus seinem Neuglein schon die Thräne fließet;  
Bald hat sich eine Thräne noch mit ihr vereint,  
Die Freudenthräne, die als Gruß die Mutter weint.  
Wohl manches Leid und manche Freude  
Dem unschuldsvollen Kind sich zeigt;  
Drum ist auch manche Thräne schon geflossen,  
Wenn's kaum die Kinderjahre hat beschloffen.  
Und schleicht sich dann in's jugendliche Herz  
Der Liebe Freud', der Liebe Schmerz,  
Wird eine Thräne oft die Antwort sagen,  
Die, die Lippen zu verschweigen wagen.  
Und herrlich glänzt im Auge einer Braut,  
Wenn sie auf zu ihrem Liebsten schaut,  
Die Thräne; die da freudig spricht:  
„Mein Theurer, ja ich liebe Dich!“ B. B.

### Der Fortschritt bei den Thieren.

(Schluß.)

Doch kehren wir zu den Vögeln und ihrer verbesserten Bauart zurück. Es war bereits vom Witterwal die Rede; allein eine vom Professor Harting in Utrecht angeführte Thatsache gibt uns ein noch treffenderes Beispiel von solch vernünftiger Wahl neuer Materialien für den Nestbau.

Der Baltimore-Vogel in Nordamerika hängt sein Nest hoch in den Bäumen an den dünnen Spitzen der Zweige auf und verbindet es mit mehreren derselben mittelst fester Fäden von demselben Stoff, woraus das ganze Nest besteht. Diese Stoffe können von sehr verschiedener Gattung seyn; gewöhnlich sind es: Flachs, Hanf, Seide, Haare und Wolle, die zu einem dichten Filz verwoben, mittelst langer Rosthaare sozusagen zusammengeknüpft sind, so daß die ganze Masse sich als Hutfilz oder als eine Art groben Tuchstoffs darstellt. Wie man sieht, verwendet der Baltimore-Vogel zur Zusammenstellung seines Nestes allerlei bereits von Menschenhand verarbeitete Stoffe. Er gilt daher auch für einen berückigten Dieb. Während seiner Brutzeit sind die Frauen genöthigt, bei ihren Wäschebleichen Wache zu halten und häufig kommt es vor, daß die Stricke, womit der Bauer sein junges Vieh angebunden hat, vom Baltimore-Vogel losgelöst und fortgenommen werden. Wohl ist man da zu fragen berechtigt, wie kommt es, daß dieser Vogel vorzugsweise gerade solche Bestandtheile für seinen Nestbau gebraucht, die in seinem Heimathlande nicht vorhanden waren, ehe die Europäer sich daselbst niedergelassen und ihre Industrie-Erzeugnisse mitgebracht hatten? In der That liefert dieser Vogel einen der deutlichsten Be-

weise zu Gunsten der Behauptung, daß die Thiere eine wissenschaftliche Wahl treffen. Vor zweihundert Jahren bauten die Voreltern der heutigen BaltimoreVögel auch schon Nester, die gewiß in einigen Hauptpunkten mit den jetzigen übereinstimmen; allein ebenso sicher ist es, daß die Nachkommen dieser selben Vögel es heutzutage nicht mehr thun, soferne sie in der Lage sind, andere von Menschenhand künstlerisch zubereitete Stoffe dazu zu verwenden. Dies läßt sich bloß daraus erklären, daß sie durch die Erfahrung einsehen gelernt haben, daß diese Stoffe sich wirklich zu ihrem Zwecke besser eignen. Das dermalige Geschlecht baut demnach bessere Nester wie das vorige.

Unter allen Beispielen von geänderter Lebensweise bei Thieren bin sie indessen keines merkwürdiger seyn, wie die von den Schwalben bei ihrem Nestbau angebrachte Verbesserung, welche Pouchet zu beobachteten Gelegenheit hatte.

Vor etlichen vierzig Jahren hatte der berühmte Naturforscher einige Nester der gewöhnlichen Haueschwalbe in Rouen gesammelt und im Museum aufgestellt. Unlängst bekam er nun wieder ein paar Nester derselben Schwalbengattung in die Hand, und zu seiner Ueberraschung bemerkte er, daß die Konstruktion eine ganz andere war. Hiedurch aufmerksam gemacht, beschloß er, den Sachverhalt genauer zu untersuchen. Zu diesem Zweck verglich er sorgfältig die neuen Nester mit den alten, suchte die Zeichnungen auf, die ehemals von den Schwalbennestern gemacht worden waren, studirte aufs neue die Beschreibungen der Naturforscher jener Zeit durch, gelangte schließlich zur Ueberzeugung, daß die Haueschwalbe in der letzten Zeit sich eine neue, von der ihrer Vorfahren völlig abweichende Bauart angeeignet habe, sowie, daß diese erst in den letzten Jahren eingeführte merkwürdige Neuerung noch in steter Zunahme begriffen sei.

An Kirchenmauern und anderen alten Gebäuden fand Pouchet im Jahr 1870 die meisten Nester noch nach der alten Manier konstruirt; nur hier und da traf er einzelne neue. Waren diese alten Nester früher gebaut und bloß in ihrer ursprünglichen Gestalt von der jüngeren Generation in Gebrauch genommen worden? oder waren sie erst unlängst durch konservative Baumeister, die nichts von Neuerungen wissen wollen, entstanden? — Die erste Vermuthung schien Herrn Pouchet die wahrscheinlichere, denn in den neuen Stadttheilen, an den neugebauten Häusern, wiesen die Schwalbennester durchgehends die neue Bauart auf.

Ein altes Schwalbennest, wie es vor vierzig Jahren konstruirt zu werden pflegte, bildet heiläufig das Viertel einer Halbkugel und ist derart angebracht, daß der Scheitel des Winkels ungefähr mit dem Centrum der Kugel zusammenfällt. Oben am Rand ist der Eingang, eine kleine, runde Oeffnung von 2—3 Centimeter Durchmesser, kaum groß genug, um den Vogel durchzulassen. Ein Nest nach der neuen Manier — das Nest vom Jahre 1870 — hat hingegen eine ovale Form und ist so gestellt, daß die große Achse, welche im Verhältnis viel länger ist wie beim alten Nest, horizontal steht, während die Oeffnung von einer zwischen dem Oberrand des Nestes und dem darüber befindlichen Balken oder Wandgestims angebrachte Spalte gebildet wird. Diese Spalte ist 9—10 Centimeter lang und 2 Centimeter breit.

Offenbar liegt ein Fortschritt in der angebeuteten Neuerung: der Boden des Nestes ist breiter, die Jungen haben daher mehr Raum und liegen nicht so auf einem Haufen beisammen wie früher. Die Breite der Oeffnung gestattet ferner allen auf einmal aus dem Neste hervorzugucken und Luft zu schöpfen, sie sitzen da gewissermaßen wie auf einem Balkone. Daher kommt es, daß man häufig zwei, drei und mehr Junge aus dem Nest heraus schauen sieht, ohne die Alten im Hin- und Wiederfliegen zu behindern oder die Luft vom Nest abzusperren.

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß die heutige Haueschwalbe die Kunst, Nester zu bauen, besser versteht wie ihre Voreltern. Sie ist folglich vorgeschritten.

Wir wollen uns auf diese Thatsachen beschränken, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, noch eine Anzahl ähnlicher Beispiele anzuführen. Mögen dieselben für das gewöhnliche Publikum immerhin bloß einen anekdotischen Werth haben, die Aufgabe des Naturforschers ist es, tiefer in ihre Bedeutung einzudringen; er muß sie als kostbare Materialien sammeln, die ihm einst zur Lösung der erhabensten Räthsel der Naturkenntniß behilflich seyn sollen. Mögen sie indessen dazu dienen, unseren menschlichen Hochmuth einiger-

maßen zu dämpfen! Schon hat sich uns das Prinzip des thierischen Verstandes mit unwiderstehlicher Gewalt aufgedrängt; in Zukunft wird man auch jenes des Fortschritts bei den Thieren anerkennen müssen. (P. L.)

### Verschiedenes.

□ [Mensch und Magen.] Der bekannte deutsche Flüchtling Carl Heizen zu Boston hat eine mit allerhand Fribolitäten gewürzte Tendenzschrift, über „Mensch und Magen“ im Drucke erscheinen lassen, welcher wir folgende Stelle entnehmen: Wasser ist das Getränk des Universums, Bier ist das Getränk der Unterthanen, Schnaps ist das Getränk der Rowdies und Wein ist das Getränk der Menschen. Darum steht es auch mit den Yankee schlecht; nur der Wein, dieser Vater der Heiterkeit und Geselligkeit kann sie umwandeln. Was ein Volk ist, kann niemals ganz gleichgültig seyn; aber mag es auch essen, was es wolle, wenn es Wein und sogar guten Wein trinkt, muß es ein Volk von geistiger Triebkraft und demnach ein revolutionäres Volk seyn. Die französische Küche spiegelt, wie die meisten französischen Weine, den Volkscharakter wieder: leicht, oberflächlich, flüchtig, pikant, geistreich, fein, geschmackvoll; da ihr aber nicht, wie dem Wein, natürliche Grenzen gesteckt sind, artet sie häufig in Uebertreibungen und Künstlichkeiten aus, die einem gesunden Geschmack widerstehen. Man denke sich aus Frankreich den Wein und die Restaurationen weg, und das Volk ist todt. Die Gesellschaften der Franzosen sind die lebendigsten und ihre Weine die geistreichsten. So lange französischer Wein wächst, ist mir für die Revolution nicht bange.

### Maritätenkästlein.

†† „Ich wünsche endlich zu wissen, wann Sie mich bezahlen werden?“ fragte ein ungeduldig gewordener Gläubiger seinen Schuldner. — „Wann ich Sie bezahlen werde?“ entgegnete der Gefragte; — „in der That eine seltsame Frage! — Halten Sie mich denn für einen Propheten?“

†† Einer Dame, die ihren Belz, den sie im Sommer über beim Kürschner hatte aufbewahren lassen, zum ersten Male wieder trug, folgte überall ein schallendes Gelächter. Endlich wurde sie die Veranlassung dazu gewahrt. Sie hatte den Zettel des Kürschners vom Belze abzunehmen vergessen, auf welchem ziemlich groß geschrieben stand: „Frau N., wohnhaft A. Straße Nr. 0 — alt und schäbig.“

†† Pfarrer: „Aber, Schulze, ich bin doch froh, daß die Feiertage nun vorbei sind; dreimal hinter einander predigen ist kein Spaß.“ — Schulze: „Aber erst dreimal zuzuhören, das ist ein Kunststück, Herr Pfarrer!“

†† Petrarca machte einen der wahrsten Aussprüche: er sagte: „Es gibt in der Welt vier große Friedensstörer, als: Geiz, Neid, Ehrgeiz und Stolz. Vermöchte man es, diese als aufrührerische Brüder in völlige Verbannung zu bringen, so würde bald Friede und Eintracht auf der Welt herrschen!“

†† Herr: „Mein Fräulein, wenn Sie vielleicht meine Gargre genirt — kann werf' ich sie hinaus.“ — Fräulein: „Was — mich?“

### Logogryph.

Einsam stehe ich und düster  
Vom Geräusch der Welt getrennt,  
Und der Minne süß Geflüster  
Meine Stelle selten kennt.  
Noch ein Zeichen, und mit Bangen  
Hofft der Erbe auf das Glück.  
Dtmals kann er's nicht erlangen,  
Täuschung zeigt der nasse Blick.

### Charade.

Folgende geographische Namen sollen so unter einander gesetzt werden, daß die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten zwei bekannte Verschwörer ergeben.

Sulz. Haiti. Uci. Odesa. Turin. Suez. Arim. B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:  
1) Singen — Ring — Regen — Rinde — Erde —  
Sindringen. 2) Ohrfeige.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wih. Brandacker.